

# **Michelle Obama – Ein amerikanischer Traum (Vortrag für die Petra-Kelly-Stiftung und das Amerikahaus am 14. Oktober 2009 in München) Von Christoph von Marschall, Washington**

Wenige Wochen nach der Amtseinführung besuchte Michelle Obama am frühen Nachmittag «Mary's Center» in Adams Morgan. Das Viertel gehört zur erweiterten Nachbarschaft des Weißen Hauses, zu Fuß wäre es ein Spaziergang von etwa 30 Minuten, direkt nach Norden, die Flussterrassen hinauf, die der Potomac in die Hügel gegraben hat. Michelle ist natürlich mit dem Auto gekommen und mit der üblichen Eskorte aus persönlichen Assistentinnen und Wachleuten. «Mary's Center» bietet zahlreiche kommunale Dienstleistungen an: Gesundheitsversorgung, Schwangerschaftsberatung, Aidstests, Tagesbetreuung für Kinder samt Nachhilfe für alle Altersgruppen von der Vorschule bis zur High School. 20 Minuten lässt sich die First Lady durch die Abteilungen führen, plaudert mit Personal und Patientinnen, stellt fachkundige Fragen. Schließlich hat sie jahrelang in Chicago im Nachbarschaftsprogramm der Universitätsklinik gearbeitet. Die nächste Tür führt in einen fensterlosen Raum, in dem Drei- bis Fünfjährige spielen und offenkundig darauf warten, dass die First Lady ihnen aus dem Bilderbuch «Brown Bear, Brown Bear, What Do You See?» vorliest. Michelle ignoriert den für sie bereitgestellten Stuhl mit dem Buch und hockt sich in ihrer grauen Wollhose und ihrem weißen Stretchpullover zwischen die Kinder auf den Boden. «Hey, ich heiße Michelle und bin mit dem Präsidenten verheiratet. Kennt ihr seinen Namen?» – «Barack Obama», ruft ein Mädchen namens Anise wie aus der Pistole geschossen. David dagegen ist scheu und rangiert weiter stumm mit seinen Spielzeugautos, als die First Lady ihn mehrfach anspricht und schließlich fragt, ob er ihr vielleicht ein spanisches Wort beibringen wolle. Wie heißt «braun» auf Spanisch? Das nehmen andere Kinder als Stichwort und betteln nun: «Brown Bear, Brown Bear.» Michelle greift nach dem Kinderbuch: «Wenn ihr wüsstet, wie oft ich das meinen Töchtern vorgelesen habe. Wahrscheinlich eine Million Mal.»

Offenkundig kennt sie das Buch in der Tat auswendig. Sie blickt über die Seiten hinweg die Kinder an, als sie von der gelben Ente und dem blauen Pferd vorliest. Sie flicht ein «Miau» ein, als sie zur Seite mit der lilafarbenen Katze blättert, bellt mit den Kindern, als der weiße Hund auftritt, und fragt schließlich, welche Farbe der Fisch habe. Manche sagen: «Golden», andere: «Orange.» Michelle schlägt vor, die Kinder sollten gemeinsam einen «Teambeschluss» fassen. Die vorletzte Abbildung zeigt einen Lehrer. «Wo sind eure Lehrer?», fragt sie. «Du bist heute unsere Lehrerin», entgegnet ein Mädchen, und fährt neugierig fort: «Wo wohnst du eigentlich?» – «Nicht sehr weit von hier, immer die Straße runter», sagt Michelle und nimmt, ehe sie den Raum verlässt, alle Kinder in den Arm. Zum Abschluss des Besuchs setzt sie sich einige Türen weiter mit neun Jugendlichen im Alter von 16 bis 18 Jahren zusammen.

«Warum sind Sie eigentlich zu uns gekommen?», fragt einer herausfordernd. «Ihr gehört zu meiner neuen Nachbarschaft, und meine Eltern haben mich dazu erzogen, dass man seine Nachbarn kennen und sich um sie kümmern soll», erklärt Michelle sanft. «Barack hatte gerade zu viel Arbeit, um mitzukommen. Meine beiden Töchter sind noch in der Schule. Da dachte ich mir, ich nutze die Zeit, um euch zu treffen.» Kürzlich, sagt ein anderer Jugendlicher bedrückt, sei draußen auf der Straße ein Obdachloser gestorben und die Menschen seien achtlos an ihm vorbeigegangen. Respekt vor den Mitmenschen und soziale Verantwortung könne man nicht befehlen, antwortet Michelle. Sie müssen von jedem Einzelnen kommen. Die Regierung, die Gesetze, die Polizei seien nur ein Teil der Lösung. Der menschliche Umgang lasse sich nicht per Gesetz erzwingen. Da müssen die Eltern Vorbilder sein. Doch auch bei solchen Treffen wie hier im Zentrum könnten sich Jugendliche darüber austauschen, wie man sich richtig verhält. «Was für eine Art von Nachbar wollt ihr sein? Schaut ihr auch weg, wenn ihr einen Toten seht oder ein Verbrechen beobachtet, oder ruft ihr die Polizei? Darüber müssen wir uns alle zusammen, als Gesellschaft, unterhalten.»

Besuche wie in «Mary's Center» hat Michelle in den ersten Monaten dutzendfach absolviert. Sie geht in die Schulen und Kirchengemeinden in der Umgebung ihres neuen Zuhauses. Zwei Monate nach Amtsantritt gibt sie in «Miriam's Kitchen», einer Armenküche nur anderthalb Kilometer westlich des Weißen Hauses, Mittagessen an Bedürftige aus. Auf diese Weise hat sie das Bild einer First Lady geprägt, die den Kontakt zum Alltag einfacher Bürger sucht. Es ist ein Ausgleich zu den Fernsehbildern ihrer glamourösen Auftritte bei feierlichen Anlässen im Weißen Haus oder bei gekrönten Häuptern in Europa. Auch die sind stilbildend. Die Bürgerinnen und Bürger wollen sich schließlich würdig von ihrer weiblichen Nummer eins repräsentiert fühlen. Aber zugleich zeigt diese Frau Bodenhaftung. Sie demonstriert sehr traditionelle Tugenden: Mitgefühl, Nachbarschaftshilfe, Solidarität. Das sind zwar nicht exklusiv amerikanische Werte. Aber in weiten Teilen der USA wird oft so getan, als sei dies speziell amerikanisch. Und nun lassen die Fernsehanstalten die ganze Nation an solchen Bildern von Michelle teilhaben.

Als die Obamas sich um den Spitzenjob im Weißen Haus bewarben und als sie die Wahl gewannen, da verkündeten die Medien, was für eine Revolution diese Entwicklung für die Geschichte der USA bedeute. Das vorherrschende Gefühl war Aufbruchsstimmung. Und wie immer, wenn von einer neuen Epoche mit Reformen und ganz viel Veränderung die Rede ist, machte diese Aussicht einem Teil der Bürger Angst. Im Fall der Obamas hatte die Scheu vor dem Neuartigen eine zusätzliche Komponente: Der neue Präsident und seine Frau sind Afroamerikaner. Die meisten Weißen in Amerika

pflegen keinen engen Kontakt mit Schwarzen. Ihnen fehlte eine gefestigte Vorstellung, was da auf sie zukommt mit der ersten schwarzen First Family im Weißen Haus. Doch diese Michelle, die sie nun über Fernsehen, Zeitungen und Illustrierte wahrnehmen, kommt ihnen beruhigend bekannt vor. Sie wirkt auf die Bürger wie eine Wertkonservative. Man kann ihre Hautfarbe glatt vergessen. Sie hört sich wie eine Weiße an. Das gilt besonders, wenn sie über den Wert der Familie spricht. Sie tut das oft und gern, zum Beispiel beim Treffen von «Corporate Voices for Working Families» in einem Washingtoner Hotel. Der Verband vertritt die Interessen von Familien, in denen beide Eltern berufstätig sind. Der Termin ist wie ein Elfmeter ohne Torwart für Michelle. Sie kann aus der eigenen Erfahrung schöpfen und humorvoll über ihre neue privilegierte Stellung scherzen. Neuerdings habe sie ja eine Stabschefin sowie eine persönliche Assistentin «und tonnenweise weitere Unterstützung». Sehr hilfreich sei das und sie könne nur sagen: Jede Frau in Amerika sollte Anspruch auf einen Stabschef und persönliche Assistenten haben. Die Doppelbelastung von Familie und Arbeit lasse sich dann viel leichter bewältigen. Sie weiß, wovon sie redet. Sie war ja selbst eine berufstätige Mutter, die ihre Verantwortung zuhause mit den Anforderungen des Jobs zu vereinbaren hatte. Und später eine Vorgesetzte, die Verständnis zeigen musste, wenn Untergebene wegen kranker Kinder überraschend daheim blieben. «22 Millionen Frauen in Amerika haben nicht einen einzigen bezahlten Krankentag», empört sich Michelle. «Stellen Sie sich das mal vor: wählen zu müssen, ob das kranke Kind Vorrang hat oder der Lohn, auf den man angewiesen ist.» Da müsse die Privatwirtschaft einfach innovativer werden und intelligente Modelle anbieten. Natürlich darf auch hier der Rückblick auf ihre eigene Kindheit nicht fehlen. «Als ich aufwuchs, waren die Verhältnisse für Arbeiterfamilien noch ganz anders. Wir hatten nicht viel Geld. Mein Vater verrichtete körperliche Arbeit für die Stadt im Schichtdienst. Auch ohne höhere Ausbildung konnte er unsere vierköpfige Familie ernähren. Wir wohnten zur Miete und haben uns nicht viel geleistet. Aber meine Mutter konnte es sich erlauben, zu Hause bei den Kindern zu bleiben.» Heute sei das anders. Ein Gehalt reicht nicht mehr. Berufstätige Frauen, alleinerziehende Mütter, Alltagsprobleme bei der Herausforderung, Arbeits- und Familienleben in Einklang zu bringen – das sind häufige Grundmotive bei Michelles Auftreten. Darin kann sich ganz Amerika wiedererkennen, unabhängig von der Hautfarbe. Oft schlägt sie einen nostalgischen Ton an: Früher war das Leben einfacher ... Das trägt ihr Sympathien ein. Erstens generell. Und zweitens gerade in den Wählerschichten, die manche Vorbehalte gegen schwarze Politiker und in der Konsequenz auch gegen eine Afroamerikanerin als First Lady hatten. Allgemein empfinden es weiße Amerikaner als überraschend, wenn schwarze Mitbürger in Nostalgie verfallen. Von Bill Cosby, dem dunkelhäutigen Entertainmentstar, stammt der Satz: «Afroamerikaner sind die einzigen Menschen, die sich nicht auf 'die gute alte Zeit' berufen können.» Auch nach der Abschaffung der Sklaverei gab es für die überwältigende Mehrheit der Schwarzen keine idyllischen Lebensverhältnisse, die als Bezugspunkt für eine sehnsuchtsvolle Rückwendung zu früheren Zeiten dienen könnten. Nun aber tritt die First Lady auf und beschwört eine «gute alte Zeit» auf ganz ähnliche Weise, wie das weiße Familien in den USA millionenfach tun.

Je länger ich an diesem Buch arbeitete, desto mehr verglich ich Michelle Obamas Lebensweg mit dem ihres Mannes Barack. Über den hatte ich bereits eine Biografie geschrieben. Und so lag die Frage nahe, wer von beiden eigentlich die überraschendere Lebensgeschichte hat. Auf den ersten Blick würden wohl viele sagen: Barack. Natürlich, seine Biografie exotischer: Auf Hawaii geboren, weit weg vom amerikanischen Festland. Der Vater war ein Gaststudent aus Afrika. Dann die gemischte Ehe mit der weißen Mutter. Die Scheidung. Neue Heirat, diesmal mit einem Indonesier. Barack verbringt dreieinhalb Jahre der Kindheit in Indonesien – usw. Das fällt völlig aus dem Rahmen der üblichen Gesellschaftsmuster. Da ist der Aufstieg zum Präsidenten wie ein weiteres ungewöhnlicher Schritt in einem ohnehin ungewöhnlichen Leben.

Michelle passt viel mehr in die gewohnten Schablonen: beide Eltern sind schwarz, sie wuchs in einem fast rein afroamerikanischen Viertel einer Großstadt auf – Chicago. Fast könnte man sagen: im Ghetto. Und doch finde ich: Ihre Karriere ist fast noch eindrucksvoller, eben weil es ihr gelingt, mit ihrer Karriere die Konventionen zu durchbrechen. Und nun lebt auch sie im Weißen Haus. Sie ist zwar nicht direkt gewählt wie ihr Mann, sondern durch ihn dorthin gekommen. Doch zu keinem Zeitpunkt hat man den Eindruck, dass sie nur ein Anhängsel, nur die Frau an seiner Seite wäre.

Sie selbst ist eine beeindruckende Persönlichkeit und liefert Amerika ein facettenreiches neues Rollenmodell im Weißen Haus. Sie revolutioniert das Bild der schwarzen Frau in den USA. Sie prägt das Amt der First Lady neu und hebt sich dabei sowohl von der traditionellen Präsidentengattin ab, die von den drei K's – Kinder, Küche (speziell Backrezepte), Karritatives – geprägt war, als auch von der Vorvorgängerin Hillary Clinton. Hillary galt als erste „moderne“ Hausherrin an Amerikas vornehmster Adresse, verschreckte aber große Teile der Nation durch einen allzu emanzipatorischen Ansatz und ihre politischen Ambitionen. Michelle fordert weder einen Platz am Kabinettstisch noch möchte sie die Verantwortung für ein Großprojekt der Regierung übernehmen, wie Hillary 1993, deren Gesundheitsreform jedoch scheiterte.

Imminent politisch ist Michelle Obama gleichwohl. Sie macht gerade ihre zweite große Karriere. Schon die erste war beeindruckend: Sie stammt aus einem einfachen Arbeiterhaushalt in Chicago, studierte an den besten Universitäten des Landes und stieg ins Führungsmanagement der Universitätsklinik Chicago auf. Dort verdiente sie ein sechsstelliges

Jahresgehalt, brachte zwei Kinder zur Welt und unterstützte nebenbei den politischen Aufstieg ihres Mannes. Ihre zweite Karriere stellt diesen Erfolg noch in den Schatten. In den ersten acht Monaten im Weißen Haus hat sie sich ihren Platz in den Herzen der Amerikaner erobert, trotz der Anfeindungen im Wahlkampf und mancher Rassenvorbehalte. Der Popularitätssprung ist atemberaubend: Im Sommer 2008 lagen ihre Zustimmungsraten bei 40 Prozent. In manchen Erhebungen gab es mehr negative als positive Bewertungen. Kommentatoren meinten damals, Michelle sei eine Belastung für Baracks Kandidatur. Nun ist sie plötzlich der Liebling der Nation und mit über 70 Prozent Zustimmung populärer als ihr Mann. Seine Werte sinken angesichts der Wirtschaftskrise und umstrittener Reformziele. Sie ist auch beliebter als ihre weißen Vorgängerinnen.

Wie macht sie das? Es ist nicht ganz einfach, das Geheimnis ihres Erfolgs zu lüften. Michelle zeigt widersprüchliche Seiten. Sie macht es den Beobachtern nicht leicht, ein faires Urteil zu gewinnen. Im Gegensatz zum Versprechen einer transparenten Amtsführung der Obamas lässt sie die Medien selten näher an sich heran. Die Verletzungen im Wahlkampf haben sie vorsichtig gemacht.

Man darf sich da von den Bildern nicht täuschen lassen. Die vielen Fotos und Fernsehfilmchen von ihren öffentlichen Auftritten erwecken den Eindruck, sie sei zugänglich. In Wahrheit müssen selbst Journalisten, die im Weißen Haus akkreditiert sind, eine freundliche Hartnäckigkeit an den Tag legen und das Vertrauen der Mitarbeiter gewinnen, ehe sie wenigstens begrenzten Zugang erhalten. Offiziell sind fast alle Auftritte der First Lady „pooled press only“. Das heißt: Nur eine Fernsehkamera und ein schreibender Journalist dürfen sie begleiten. Die übrigen Medien sind ausgeschlossen und müssen sich aus diesem Pool-Bericht bedienen.

Wer Gelegenheit hat, sie bei verschiedenen Anlässen aus der Nähe zu beobachten, dem öffnet sich ein neuer Blick. Erfolgreich hat sie das Zerrbild einer First Lady, die allzu revolutionär sei, vertrieben. Eine historische Premiere ist sie sowieso, schon wegen ihrer Hautfarbe. Daran kann sie nichts ändern. So zeigt sie bevorzugt Seiten, die den skeptischen Bürgern in Amerikas Kleinstädten und auf dem Land beruhigend traditionell vorkommen. Sie bilden die Mehrheit der Wähler. Michelle tritt ihnen via Fernsehen und Regionalzeitung als Mutter gegenüber, als personifizierter Zusammenhalt ihrer Familie, als Gärtnerin, Hundehalterin und oberste Schutzpatronin der Soldaten. Sie zeigt, wenn man so will, konservative Werte – als Kontrapunkt zu der progressiven Wahrnehmung als erste schwarze First Lady. Ein wichtiger Faktor für ihre neue Beliebtheit ist natürlich: Amerikaner wollen stolz auf ihre First Lady sein, ganz egal, was sie früher von der Person politisch und menschlich hielten. Zum Gründungsmythos der USA gehört zwar die Abkehr von den Monarchien in Europa. Zugleich möchte sich viele Bürger aber im Glanz eines Ersatz-Königshauses sonnen.

Michelle bedient verschiedene tief wurzelnde Identifikationswünsche – und korrigiert damit zugleich verbreitete Vorurteile über Afroamerikaner, ohne das ausdrücklich sagen zu müssen. Viele Weiße verallgemeinern, zum Beispiel, Statistiken, nach denen die Zahl unehelicher Geburten und Scheidungen unter Afroamerikanern über dem Durchschnitt. Michelle, Barack und ihre zwei Töchter Malia (11) und Sasha (8) stehen für die heile schwarze Familie und sind der lebende Beweis für Aufstieg durch Bildung, Ehrgeiz und Disziplin.

Die Aufgaben der First Lady nimmt sie ernst. Doch noch davor rangiert die Verantwortung als Mutter, predigt sie immer wieder. Für die Töchter gilt: erst die Hausaufgaben, dann die Annehmlichkeiten im Weißen Haus, vom Schwimmbad bis zum privaten Kino. Malia und Sasha müssen ihre Betten selbst machen und den Wecker rechtzeitig für die Schule stellen. Das gefällt auch Republikanern.

Von da ist es für Michelle Obama nur ein kleiner Schritt zur vorbildlichen Mutter der Nation. Häufig geht sie in Schulen. Lasst euch nicht einreden, es fehle euch an Begabung, um eure Träume zu erfüllen, sagt sie dann. In Amerika kann jeder alles werden. Schaut mich an: mir hat niemand vorhergesagt, dass ich einmal im Weißen Haus wohnen werde, und doch ist es so gekommen. Im Wahlkampf hatten viele an ihrem Patriotismus gezweifelt, weil sie manches an den USA kritisierte: zum Beispiel, dass 47 Millionen Menschen keine Krankenversicherung haben. Und dass die Bildungschancen nicht fair verteilt sind. Nun tritt sie als Fürsprecherin der Soldatenfrauen auf, deren Männer verletzt aus dem Irak oder Afghanistan heimkehren. Michelle steht häufig vor der Flagge, singt die Nationalhymne, die Hand auf dem Herzen. Wer wollte ihr jetzt noch die Vaterlandsliebe absprechen?

Die Bilder von ihr mit dem Spaten in der Hand im neu angelegten Küchengarten des Weißen Hauses sind beides zugleich: traditionell und modern. Arbeit auf der eigenen Scholle, aber ökologisch korrekt. Und natürlich bekamen die Obamas einen Hund. Ohne Haustier ist die amerikanische Bilderbuchfamilie unvollständig. Im Herbst wird sie eine Kampagne für das Ehrenamt und den freiwilligen Dienst an der Gesellschaft starten.

Ist das die echte Michelle oder ein Propagandabild? Von allem ein bisschen. Michelles Hang zu traditionellen Werten lässt sich in Kindheit und Studium zurückverfolgen. Der Vater, ein Arbeiter in den städtischen Wasserwerken, war Alleinverdiener. Die Mutter blieb daheim, so lange Michelle und ihr älterer Bruder Craig klein waren. Und also so ein gemütliches Familiennest für ihre Kinder hatte sich die heutige First Lady dann auch lange ihr eigenes Zuhause vorgestellt. Freilich mit einer Ausnahme: Nur Mutter sein – das lag ihr nicht. Sie ist eine ehrgeizige Frau, und sie hat dann auch eine steile Karriere hingelegt.

Das zweite Hindernis für ihre Idealvorstellung vom Familienleben waren die politischen Ambitionen ihres Mannes. In der Theorie hatten beide eine moderne Partnerschaft angestrebt, in der die Lasten geteilt werden, auch die Kinderbetreuung. In der Praxis blieb die Herausforderung, Kinder und Karriere zu vereinbaren, vor allem an Michelle hängen. Vor allem deshalb war die Ehe mit Barack zeitweise nicht frei von Schmerzen und Enttäuschungen.

„Die berufstätigen Frauen meiner Generation wachen langsam auf und begreifen, dass wir vielleicht doch nicht alles haben können, jedenfalls nicht alles auf einmal“, hat sie im Rückblick über diese Jahre gesagt. Es ist ein typischer Michelle-Satz, geboren aus mühsamen Erfahrungen. Und zugleich eine Geschichte mit vorläufigem „happy ending“: Seit die Obamas im Weißen Haus leben, sind sie öfter zusammen und essen regelmäßiger gemeinsam als in den Jahren zuvor seit der Geburt der Kinder. Als Barack 2004 zum Senator gewählt wurde, zog die Familie erst gar nicht mit nach Washington. Michelle wollte die Töchter nicht aus der gewohnten Umgebung in Chicago reißen. Und sie selbst wollte ihr „support network“ nicht verlieren: die Hilfe durch Großmutter, Verwandte und Nachbarn bei der Kinderbetreuung, die ihr überhaupt erst die eigene Berufstätigkeit ohne schlechtes Gewissen ermöglicht hatten. Während des Wahlkampfes 2007/2008 war Barack nach ihren Worten in zwölf Monaten nur an zehn Abenden zuhause in Chicago.

Gerade ihre Zweifel und Kämpfe machen Michelles Biografie weit über Amerikas Grenzen hinaus interessant. Aus ihren Erfahrungen als Mutter und Verantwortliche für Freiwilligenprogramme sowie die Kooperation zwischen der modernen Universitätsklinik Chicago und den etwas zurückgebliebenen, ärmeren Wohnvierteln der Umgebung hat sie die entscheidenden Themen für ihre Rolle als First Lady entwickelt: die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, gerade für Frauen; das Werben für eine neue Ära des ehrenamtlichen Dienstes an der Gemeinschaft. Neuerdings überwindet sie auch schon mal ihre Scheu vor der Einmischung in die Tagespolitik. In den jüngsten Wochen warb sie in energischen Auftritten für die Krankenversicherungsreform.

In einem Punkt freilich bleibt sie vorsichtig. Sie begrenzt die öffentlichen Auftritte, die für Afroamerikaner hohen Symbolwert haben. Sie will nicht nur als erste schwarze First Lady wahrgenommen werden.

Einen dieser wenigen Termine speziell für Schwarze habe ich besucht und will Ihnen kurz berichten: Es war eine Feier zu Ehren der schwarzen Emanzipationsbewegung im Capitol. In der Eingangshalle, durch die Besucher das Kongressgebäude betreten, wird an diesem Tag die Statue einer Heldin des Aufbegehrens der Afroamerikaner enthüllt. Die Arbeit stellt Sojourner Truth dar, die sich gegen ihren Status als Sklavin wehrte. Sie war 1827 angeblich die erste Schwarze, die einen Gerichtsprozess gegen Weiße in den USA gewann. Vor allem Afroamerikaner sind gekommen, und bald drängt sich der Eindruck auf, die Ehrung für Sojourner Truth sei nur ein willkommenen Anlass, um ihrem wahren Idol zu huldigen: der ersten schwarzen First Lady. Bereits eine knappe Stunde vor Beginn der Zeremonie sind alle Stühle in der «Emancipation Hall», der weiträumigen Eingangshalle im neuen Besucherzentrum des Capitols, besetzt. Noch ist die Skulptur unter einem großen roten Tuch verborgen. Doch weiter strömen die Massen und stellen sich in die Gänge zwischen den Sitzreihen. Die Polizei des Capitols hat ihre liebe Mühe, wenigstens schmale Fluchtwege freizuhalten, wie es die Brandschutzvorschriften verlangen.

Dann kündigt ein Sprecher endlich die Ehrengäste an. In Wellen braust der Beifall auf, als sie einer nach der anderen ihre Plätze einnehmen: Parlamentspräsidentin Nancy Pelosi, der demokratische Mehrheitsführer im Senat Harry Reid, die republikanischen Minderheitenführer in Abgeordnetenhaus und Senat John Boehner und Mitch McConnell, Außenministerin Hillary Clinton und die Chefinnen des Nationalkongresses schwarzer Frauen. Als Michelle erscheint, schwillt der Jubel besonders laut an. Bewundernde Blicke wie auf eine Königin richten sich auf sie. Ein Mädchen in gelbem Pullover thront auf den Schultern ihres Vaters und winkt aufgeregt in Michelles Richtung, um deren Aufmerksamkeit zu finden. Doch nun muss sie erst einmal stillhalten. Der Sprecher kündigt die Präsentation der Flaggen an. Als die Nationalhymne ertönt, bewegt Michelle die Lippen zum Text.

Einen Mangel an Patriotismus kann man ihr schon lange nicht mehr vorhalten. Die Ehrenwache zieht ab, Bischöfin Vashti Murphy McKenzie spricht den Segen und bittet alle Anwesenden, sich an den Händen zu fassen, im Geist der Gemeinschaft. Ein vielstimmiges, lautes «Amen» ist die Antwort. Schüler der Ron Clark Academy, einer Kunstschule, die überwiegend Schwarze besuchen, tragen Sojourner Truth' Lebensgeschichte in Gesang und Tanz vor. Da lächelt Michelle glücklich. Vielleicht fühlt sie sich an ihre eigene Schulzeit an einer herausragenden High School mit Förderklassen für Ballett und Theater erinnert.

Die Reden der Politiker preisen den Kampfgeist und Emanzipationswillen, der aus Sojourner Truth' Lebensweg spricht, in immer neuen Variationen. Sie hieß eigentlich Izabella Baumfree, wurde «Belle» gerufen und war um 1797 als eines von 13 Kindern der Sklaven Elizabeth und James Baumfree im Staat New York geboren worden. Im Alter von neun Jahren wurde sie mit einer Herde Schafe für den Gesamtpreis von 100 Dollar an einen neuen Eigner verkauft und wechselte in den folgenden vier Jahren noch zweimal den Besitzer. Als sie 18 Jahre alt war, verliebte sie sich in Robert, der Sklave auf einer Nachbarfarm war. Doch der dortige Grundherr verbot die Beziehung, weil ihm die Kinder aus solch einer Verbindung nur gehören würden, wenn auch die Mutter sein Eigentum war. Nachdem Belle ein Kind von Robert geboren hatte, wurde sie gezwungen, einen älteren Sklaven namens Thomas zu heiraten, der ihrem Besitzer gehörte. Mit ihm hatte sie vier weitere Kinder, von denen das erste rasch starb. Seit 1799 hatte das Parlament des Staates New York Wege zur Abschaffung der Sklaverei diskutiert. Als Stichdatum im Gesetz war der 4. Juli 1827 vorgesehen. Belles letzter Eigentümer John Dumont wollte sie angeblich schon 1826 frei lassen, zog die Zusage aber zurück mit der Begründung, Belle habe wegen einer Handverletzung nicht die Arbeitsleistung erbracht, die für die Freilassung vereinbart war. Gegen Jahresende 1826 floh Belle mit ihrem wenige Monate alten Baby Sophia, nachdem sie, wie sie später betonte, «meinen Teil der Vereinbarung erfüllt» hatte. Die älteren drei Kinder ließ sie zurück, da die nach dem New Yorker Gesetz über die Abschaffung der Sklaverei noch für ihren Besitzer arbeiten mussten, bis sie etwas über 20 Jahre alt waren. Sie kam bei der Familie Van Wagener unter, die Belles Rechtsstreit mit Dumont durch Zahlung von 20

Dollar beilegte. Der hatte aber zugleich ihren fünfjährigen Sohn Peter in den Südstaat Alabama weiterverkauft, was er nach dem Gesetz nicht mehr durfte. Belle zog mit Hilfe der Van Wageners vor Gericht – und gewann. Peter kam zurück. Sie zog mit ihm in die Stadt New York und arbeitete als Haushälterin für einen Pfarrer. 1843 erhielt sie, wie sie sagte, die Berufung von Gott, die Wahrheit (Truth) zu verkünden, nannte sich nun «Sojourner Truth» und zog als Wanderpredigerin umher, die die Abschaffung der Sklaverei in ganz Amerika zu ihrem Anliegen machte. Ihr wohl berühmtester Auftritt war ihre von Ironie und Witz getragene Rede auf dem Kongress für Frauenrechte 1851 in Akron, Ohio, mit dem Titel «Ain't I a Woman?».

Hillary Clintons Lobrede auf Sojourner Truth nimmt die erwartbaren Wendungen und wird mit höflichem Beifall bedacht. Michelle blättert derweil im Programm. Nur an der Stelle, als Clinton ruft: «Was für eine Ehre es doch ist, dass unsere großartige First Lady hier ist» und laute «Yeah-yeahyeah!»-Chöre antworten, blickt sie auf. Während Sheila Jackson Lee spricht, eine schwarze Politikerin, die zu den Initiatorinnen der Ehrung zählt, hört die First Lady aufmerksam zu. Und als die oscargekrönte afroamerikanische Schauspielerin Cecily Tyson mit bühnenreifer Imitation der Redeweise afroamerikanischer Sklaven die berühmte Rede «Ain't I a Woman?» vorträgt, klatscht Michelle ausgelassen und schüttelt mehrfach begeistert den Kopf, als wolle sie sagen: «Ist das zu glauben?»

Fast eine Stunde ist vorbei, als die First Lady ans Mikrofon tritt: hochgewachsen, in gewisser Weise ehrfurchtgebietend, aber sympathisch lächelnd. Viele hundert blicken auf sie wie auf eine Wunderheilerin. Auch hier spricht sie nur acht Minuten. Sie verkündet zwei Hauptbotschaften. «Sojourner Truth wäre stolz, diesen Moment mitzuerleben: Eine Nachfahrin von Sklaven steht hier als First Lady der Vereinigten Staaten.»

Wieder schwillt der Applaus an. Michelles anderer Kernsatz zielt auf die Bedeutung dieses Tages für die vielen hunderttausend schwarzen Mädchen in den USA. «Meine kleinen Töchter können jetzt in die Emancipation Hall kommen und eine Statue finden, die äußerlich so aussieht wie sie.»

Nun haben wir über einige repräsentative Auftritte gesprochen und uns damit vor Augen geführt, wie die Identifikation verschiedener Bevölkerungskreise mit dieser First Lady funktioniert. Aber eines, worüber selten gesprochen wird, darf man daneben nicht übersehen: die Alltagsklugheit dieser Frau, die natürlich auf persönlichen Erfahrungen basiert, die nicht immer ganz leicht waren. Sie hat sich nicht immer nur auf der Sonnenseite wiedergefunden. Das gilt auch für ihre Ehe. Wir alle sehen, wie liebevoll Barack, Michelle und die beiden Töchter miteinander umgehen. Aber es gab auch Krisen in dieser Beziehung.

Soweit man den bunten Blättern glauben darf, ließ die ersehnte Schwangerschaft ein wenig auf sich warten. Michelle war 33 Jahre alt, als das ehrgeizige Paar entschied, nun sei es Zeit für Nachwuchs. Sie wurde unruhig, als es nicht gleich klappte. Doch ab Herbst 1997 bestand kein Zweifel mehr, dass sie ein Kind erwartete. Am 4. Juli 1998 kam Malia auf die Welt. Zunächst genossen die Obamas einige Wochen heile Familie, wie Michelle es von ihrem Zuhause kannte und wie sie es sich auch für ihre Ehe gewünscht hatte. Der Geburtstermin war nahezu ideal, hat Barack später erzählt. Der Landtag und die Universität, wo er damals während des Semesters Verfassungsrecht lehrte, hielten gerade Sommerpause. Michelle hatte ihre Arbeit auf Teilzeit reduziert. Drei unvergessliche Monate erlebten sie das Eltern Glück gemeinsam. Ihre unterschiedlichen Tagesrhythmen kamen nun gerade recht. Michelle ist eine Frühaufsteherin, ihr Tag beginnt um 4.30 Uhr mit Morgensport. Barack ist dagegen eine Nachteule und ein Morgenmuffel. In den ersten Jahren der Ehe hatte das die Harmonie bisweilen beeinträchtigt. Barack zog sich abends in sein «Loch» zurück, um an seinem Buch zu arbeiten. Das sogenannte «Loch» war ein kleiner Raum neben der Küche, in dem sein Schreibtisch stand. Michelle fühlte sich dann einsam. Wenn sie morgens aufstand, war er noch nicht recht ansprechbar.

Doch nun, nachdem das Baby da war, hatte jeder seine Schicht. Barack war spätabends und nachts dran mit dem Windelnwechseln, Michelle am frühen Morgen. Mit dem Herbst kehrte die volle Berufsbelastung zurück. Barack verbrachte nun wieder viele Tage in Springfield, dem Sitz des Landtags von Illinois etwa 320 Kilometer südwestlich von Chicago. Wenn er von dort zurück war, hatte er Lehrveranstaltungen an der Uni und politische Treffen. Ein Kindermädchen wurde angestellt, das Malia betreute, während beide Eltern ihrer Arbeit nachgingen. Auch diese Kosten belasteten das Portemonnaie.

Baracks Rückblick auf die Geburts- und Babyjahre seiner bei den Töchtern hat etwas Rührend-Komisches an sich. Viele Frauen können darin wohl ihre eigenen Erfahrungen wie in einem Spiegel wiederfinden. Zwischen den Zeilen schwingt Michelles wachsender Ärger über den viel zu oft abwesenden Ehemann mit. Er selbst sah sich dagegen als aufgeklärten Anhänger einer Ehe gleichberechtigter Partner mit je eigenen Berufskarrieren – und er hielt sich zugute, dass er ihr alle Freiheiten ließ. 2000 bewarb sich Barack erfolglos um einen Sitz im Abgeordnetenhaus in Washington. Das verschärfte die Spannungen weiter. «Wir waren müde und gestresst und fanden nur noch wenig Zeit zum Gespräch, von Liebe ganz zu schweigen. Als ich meinen Kongresswahlkampf begann, der unter einem schlechten Stern stand, gab sich Michelle nicht einmal mehr Mühe, ihr Einverständnis mit meiner Entscheidung zu heucheln. Meine Unfähigkeit, die Küche aufzuräumen, wirkte nicht mehr liebenswert. Wenn ich mich morgens zu ihr beugte für einen Abschiedskuss, bekam ich nur ein flüchtiges Küßchen auf die Wange.» Als am 7. Juni 2001 Sasha zur Welt kam, «konnte meine Frau ihren Ärger auf mich kaum zügeln. «Du denkst immer nur an dich», würde sie sagen. «Ich hatte nicht die Absicht, eine alleinerziehende Mutter zu werden.»»

Solche Vorwürfe trafen Barack hart. Er fand sie unfair. Schließlich zog er abends nicht durch die Kneipen. Aus seiner Sicht verlangte er nichts Besonderes. Er erwartete keine traditionelle Frauenrolle in dem Sinne, dass Michelle seine Socken stopft und ein Essen auf dem Tisch steht, wenn er heimkommt. Und er half doch immer mal wieder mit den Kindern aus. Also sah er sich als modernen Mann. Im Gegenzug wünschte er sich Anerkennung und etwas mehr Zärtlichkeit. Erst später, schreibt Obama, sei ihm klar geworden, dass die Hauptbelastung von Kindern und Organisation des Haushalts auch in einer modernen Familie zum Großteil an den Müttern hängen bleibt. Sein Zeitplan als Politiker war weniger anpassungsfähig als der seiner berufstätigen Frau. Anders als Michelle spricht Barack allerdings auch aus, in was für einer bevorzugten Lage sie sich befanden im Vergleich mit einer amerikanischen Durchschnittsfamilie. Sie konnten sich all die Hilfsdienste leisten: das Kindermädchen tagsüber und zusätzliche Babysitter abends, die Putzfrau einmal die Woche und warme Abendessen aus Restaurants oder Imbissläden zum Mitnehmen. Denn sie hatten beide weder Zeit noch Lust, noch Energie zum Kochen. Wenn man freilich Geld für all das ausgibt, strapaziert das selbst die Haushaltskasse von Doppelverdienern, die gemeinsam mehr als 200.000 Dollar im Jahr nach Hause bringen.

Michelles nächster größerer Karriereschritt musste bis nach der Geburt der zweiten Tochter warten. Er baute auf der Leistung auf, die sie im Studentenwerk gezeigt hatte, und führte zur Universitätsklinik. Dort übernahm sie, ebenfalls als «Direktorin», den Bereich «Community Relations», die Pflege der Beziehungen zur direkten Umgebung. Eine Zeitlang war freilich gar nicht so sicher, dass Michelle ihre Karriere fortsetzen würde. Während der Schwangerschaft mit Sasha hatte sie Zweifel daran, wie sie mit ihren konkurrierenden Aufgaben als junge Mutter und Berufstätige umgehen sollte – und vor allem, welche Hilfe sie von ihrem Mann erwarten dürfe. 2004, als Barack um den Sprung in den nationalen Senat kämpfte, erzählte sie der «Chicago Tribune», sie habe 2001 mit sich gerungen, weil sie «eine gute Mutter sein wollte. Ich war kurz davor, zu sagen: Ich weiß im Moment ohnehin nicht, was ich beruflich weiter machen will; also kann ich etwas Neues ausprobieren, was ich noch nicht getan habe, und zuhause bleiben.» In dieser Lebensphase, in der die Kinder kamen, hatte sie versuchsweise auf Teilzeit reduziert und für kurze Zeiträume auch mal ganz pausiert. Doch das erwies sich als unbefriedigend für sie. Jedes Jahr habe sie neue innerliche Kämpfe ausgetragen, ob sie die Arbeit aufgeben und nur Mutter sein wolle, sagt sie. Andererseits wollte sie ihren Job nicht missen. Er gab ihr inhaltlichen Ausgleich und Unabhängigkeit. Michelle erlebte denselben Widerspruch zwischen Theorie und Praxis wie viele andere junge Mütter. Sie hatte Freude an ihren Kindern, und sie vertrat wegen ihren eigenen Kindheitserfahrungen das Ideal einer Mutter, die zuhause bleibt, statt ihrem Beruf nachzugehen. Doch für sich persönlich empfand sie diese Aussicht als langweilig. Als sie nach Malias Geburt jedoch wieder arbeitete, ging es ihr mitunter umgekehrt: Sie hatte manchmal ein schlechtes Gewissen, dass sie nicht bei ihren kleinen Kindern war.

Michelle sprach mit ihrer Mutter darüber und war ganz erstaunt, zu hören, es sei auch für sie manchmal, nun ja, langweilig gewesen, nur für Michelle und Craig da zu sein. Ihre Mutter habe ihr geraten, das sei wohl nicht das richtige Modell für die ehrgeizige Michelle. Die Kandidatenfrau machte vorübergehend daraus ein Wahlkampfthema: «Wir müssen offen darüber sprechen, denn ich glaube, dass alle Paare mit diesem Problem zu kämpfen haben. Die Menschen verschweigen, wie sehr Kinder das Leben verändern. Ich denke, viele Leute geben sich auf. Manche gehen daran zugrunde. Aber wenn wir darüber reden, können wir uns gegenseitig helfen.»

Auch die Erfahrung mit Barack und seiner begrenzten Anwesenheit spielte dabei eine zentrale Rolle. Sie hat das mal in begütigenden Formulierungen, mal in sehr offenen Worten berichtet. Die freundliche, humorvolle Version gegenüber «O», dem Magazin zur Oprah-Winfrey-Show, vom November 2007 klingt so: «Das war eine wichtige Periode, in der unsere Ehe reifer wurde. Er war im Regionalsenat, wir hatten kleine Kinder, und es war hart. Für mich war das ein Kampf, bis ich herausfand, wie es auch für mich funktionieren kann.» Sie habe dann «eine Erleuchtung» gehabt. «Ich sitze da mit einem neugeborenen Baby, verärgert, müde und ohne mich in Form halten zu können. Das Baby will um 4.00 Uhr früh etwas zu trinken kriegen. Und mein Ehemann liegt da und schläft.» Sie habe beschlossen, wie früher morgens ins Fitnesscenter zu gehen und Barack die Aufgabe zu überlassen. «Und wenn ich wieder nach Hause kam, waren die Mädchen wach und bereits gefüttert. Das war eine Lösung, die ich einfach für mich selbst brauchte.» Das ist die pfiffige Version für den Präsidentschaftswahlkampf: Eine Frau führt ihren Mann durch die Macht des Faktischen auf den richtigen Weg. Wenn freilich stimmt, dass er so oft gar nicht zuhause in Chicago war, kann dies allenfalls die Lösung für wenige Tage im Jahr gewesen sein. Drei Jahre zuvor, im Senatswahlkampf 2004, hatte Michelle ihren Ärger über ihren Mann stärker durchblicken lassen. Es klang dramatisch – so als sei die Zukunft der Ehe bedroht gewesen. Sie habe damals beschlossen, sich nicht mehr über die ungleiche Belastung zuhause aufzuregen, «denn dann bin ich eine angespannte Mutter und eine verärgerte Ehefrau». Das könne die Beziehung auf Dauer vergiften. «Soweit ich die Männer beobachte, und zwar alle Männer, haben sie eine klare Rangordnung: Das Ich kommt zuerst, danach die Familie, irgendwo ist auch Gottes Platz. Bei Frauen ist das anders. Das Ich kommt bei ihnen erst an vierter Stelle, auf die Dauer ist das nicht gesund.»

Am Ende dieser Entwicklung war es für Michelle nicht mehr entscheidend, Barack zu zwingen, dass er seine Prioritäten ändert. Sondern einen anderen Weg zu finden, wie sie wieder mehr Zeit für sich und ihren beruflichen Ehrgeiz gewann. Sie schloss Frieden mit der Lage, die sie jahrelang empört und ihre Ehe an den Rand des Scheiterns gebracht hatte. «Kaum noch miteinander geredet» hätten Michelle und Barack zeitweise, hat sein Büroleiter Dan Shomon über die Jahre 2000/01 gesagt. «Ich habe eine Menge Zeit damit verloren, zu erwarten, dass mein Mann diese Probleme löst», erklärte Michelle im Sommer 2007 der «Vogue». «Aber irgendwann habe ich verstanden, dass er für uns da war, so gut er konnte. Wenn er nicht da war, bedeutete das nicht, dass er kein guter Vater war oder es ihm egal ist. Ich begriff, dass

auch meine Mutter oder ein guter Babysitter aushelfen konnten. Und als ich das akzeptiert hatte, wurde meine Ehe wieder besser.»

Michelle organisierte ihr «support network», wie sie das nennt: einen Kreis persönlicher Helfer, zu dem Mutter Marian, Nachbarn, Verwandte und Babysitter gehörten. Sie schafften den Freiraum, den ihr Mann, der ehrgeizige Nachwuchspolitiker, ihr nicht geben konnte – den Freiraum, der ihr die volle Berufstätigkeit ohne schlechtes Gewissen gegenüber ihren Kindern ermöglichte. An einem Herbsttag 2001 ging sie dann schließlich zum Vorstellungsgespräch in der Uniklinik, rund vier Monate nach Sashas Geburt. Freilich klingen manche Details ein bisschen nach Legendenbildung und lassen sich nur bedingt mit anderen Informationen in Einklang bringen. Mehrfach erzählte Michelle, sie habe ihre jüngere Tochter Sasha zu dem Vorstellungsgespräch mitnehmen müssen, weil diese noch aufs Stillen angewiesen war. Das passt nun nicht so recht zu der anderen Erzählung, dass sie morgens ins Fitnessstudio ging und es Barack überließ, Sasha das Fläschchen – vermutlich mit abgepumpter Muttermilch – zu geben. Eine besonders ungewöhnliche Version gab Michelle Ende Januar 2008 kurz vor der Vorwahl in South Carolina zum Besten. Bei einem Mittagstreffen mit 150 Frauen im Restaurant «Lazy Goat» in Greenville sagte sie, sie habe Sasha zu dem Vorstellungsgespräch mitgenommen, um ihre Aussichten auf die Anstellung zu sabotieren. Sie habe das vier Monate alte Baby dort gestillt und ein besonders hohes Gehalt verlangt, um abgelehnt zu werden. Den Job bekam sie dennoch. Selbstverständlich. Wann hat Michelle je ein Projekt begonnen, bei dem sie an ihren persönlichen Erfolgsaussichten zweifelte?

Und ganz zum Schluss noch ein kleiner Ausblick auf ihre Amtszeit – und eine kleine Spekulation, als was für eine First Lady sie später einmal im Rückblick wahrgenommen werden könnte. Das bleibende Bild einer First Lady entwickelt sich meist erst im Rückblick. Lady Bird Johnson machte den Highwaybau zu einem landschaftsgärtnerischen Projekt. Laura Bush, die studierte Bibliothekarin, promotete die Liebe zum Buch und zum Lesen in Kindergärten und Schulen. Nancy Reagan spielte nach außen die politisch passive Frau, die ihren Gatten öffentlich anhimmt. Hinter den Kulissen war sie seine wichtigste Beraterin und entschied oft, welche Mitarbeiter geheuert oder gefeuert werden. Jackie Kennedy repräsentierte stärker als ihr Mann John F. den Glamour der Kennedy-Präsidentschaft. Sie schuf den Mythos von Camelot. Ihre Hüte und Kleider, ihr Einrichtungsstil und Porzellan prägten die Geschmäcker und Moden einer Epoche. Michelle ist ein neuer Typus von First Lady. Ihre offizielle Biografie hat am ehesten Ähnlichkeiten mit der Hillary Clintons. Beide haben ein Jurastudium an einer der angesehensten Universitäten Amerikas absolviert und unabhängig von ihren Ehemännern erfolgreich Karriere gemacht. Insofern stehen beide für eine neue Generation von First Ladies. Das Bild ihrer Vorgängerinnen entsprach mehr der Frau an der Seite des Präsidenten ohne größere berufliche Ambitionen. Doch anders als Hillary Clinton strebt Michelle keine eigene tagespolitische Rolle an. Die Vorvorgängerin ist da eher ein warnendes Beispiel, durch welche Fehler eine First Lady ihre Macht beeinträchtigen kann. Hillary Clinton hatte sich zu sehr in die Regierungsgeschäfte gedrängt. Sie wurde zur Beauftragten für die Gesundheitsreform, scheiterte mit dem Projekt und beschädigte damit auch ihre Rolle als First Lady.

Michelles Zurückhaltung bei der Einmischung in die Tagespolitik bedeutet aber keinen Verzicht auf aktive Selbstdarstellung. Sie möchte vier Anliegen zu ihren «signature projects» machen, den stilbildenden Themen ihrer Jahre im Weißen Haus. Erstens die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Frauen. Zweitens die Betreuung der Militärfamilien. Drittens eine neue Welle freiwilliger Dienste an der Gesellschaft. Und viertens den Appell an afroamerikanische Mädchen, nach den Sternen zu greifen, nach Bildung und Erfolg zu streben und sich nicht einreden zu lassen, dass sie für höhere Aufgaben nicht geboren seien. Wenn die Zeit des vorsichtigen und tastenden Eingewöhns in die neue Rolle vorbei ist, wird sie diese Projekte mit symbolhaften Auftritten, Reden und Interviews offensiv vermarkten. Das unter Bill Clinton gegründete Dachprogramm für freiwillige Hilfsdienste AmeriCorps will sie von 75.000 auf 250.000 Teilnehmer ausbauen.

Michelle versteckt sich nicht hinter ihrem Mann. Sie treten als gleichberechtigtes Paar auf. Es gibt keine feste traditionelle Geschlechterhierarchie zwischen ihnen, nicht einmal dem äußeren Anschein nach. Die Machtverhältnisse richten sich nach dem jeweiligen Thema. In politischen Dingen hat er das Sagen, da ordnet sie sich unter. Aber ebenso unzweifelhaft ist sie zuhause und in Familienangelegenheiten der Boss. Insofern gibt sie dem amerikanischen Volk, das bis heute patriarchalisch geprägt ist, ein neues Vorbild für die Rollenverteilung in einer modernen Partnerschaft. Als erste dunkelhäutige First Lady bereichert sie das öffentliche Bild dieses inoffiziellen und zugleich so mächtigen Amtes um eine neue Dimension. Sie ist sich durchaus bewusst, wie sehr sie als erste Afroamerikanerin die Wahrnehmung prägt, sowohl in der Gegenwart als auch in der historischen Abfolge. Diese Herausforderung will freilich wohl verstanden sein. Ihr Ziel ist es nicht, ihre schwarze Identität zu betonen und der Rolle der First Lady nun einen speziell afroamerikanischen Anstrich zu geben – um sich von ihren weißen Vorgängerinnen abzusetzen. Sie hat sich, im Gegenteil, erfolgreich bemüht, auch von konservativen Weißen als Mutter der Nation anerkannt zu werden. Die wahre Erfüllung wäre es, wenn das Attribut «schwarz» bei dieser geschichtlichen Premiere allmählich in den Hintergrund träte. Die erste afroamerikanische First Lady ist sie ohnehin, der erste weibliche Nachkomme von Sklaven, der nun im Weißen Haus das Sagen hat, bleibt sie ebenso. Sie verleugnet ihre Hautfarbe und Herkunft nicht. Aber sie will nicht vorrangig dadurch definiert werden. Ihre Persönlichkeit hat viel mehr Facetten. Sie möchte die First Lady aller Amerikaner sein. Und mir scheint: Sie ist es bereits!